

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 11 (1935-1936)
Heft: 7

Artikel: Die wahre Geschichte von der falschen Fünzigfrankennote
Autor: Kruck, Gustav E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065861>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die wahre Geschichte von der falschen Fünzigfrankennote

Von Gustav E. Kruck

Illustration von Alois Carigiet

Vor einigen Wochen erhielt ich Bericht von meinem Freunde Hans, dass er für kurze Zeit Geschäfte halber in die Heimat zurückgekehrt sei. Er würde sich freuen, schrieb er, wenn er mich sehen könnte, bevor er wieder verreisen müsse.

Wir trafen uns an einem Abend in der Halle des Hauptbahnhofes. Trotz innerer Scheu begrüßten wir uns mit betonter Herzlichkeit, um rasch über die Fremdheit hinwegzukommen, die eine lange Trennung zwischen zwei Freunden legt. So schüttelten wir uns denn wacker die Hände und schauten uns neugierig und erstaunt ins Gesicht. Dann stiegen wir auf einer engen, gewundenen Treppe in das Bahnhofrestaurant hinauf, um uns

in dem behaglichen und angenehmen Raume mit Musse auszusprechen. Während wir bedächtig ein Glas Wein tranken und nebenbei die Gäste musterten, die kamen und gingen, tasteten wir uns durch belanglose Fragen zu den Dingen vor, von denen wir wussten, dass sie uns am Herzen lagen. Wir erzählten uns dies und jenes, berichteten von uns selber und von Menschen, welche uns nah gestanden und kamen dann schliesslich auch auf unsern Beruf zu sprechen und auf die bösen Zeiten, in denen wir stecken.

Dabei muss man wissen, dass wir beide, mein Freund und ich, den gleichen, heutzutage so hoffnungslosen Beruf ergriffen haben; wir sind nämlich Ingenieure. Ich

will damit gar nichts gegen meinen Beruf, den ich aus innerer Neigung gewählt habe, sagen, sondern nur meinen Kropf etwas leeren und die Gelegenheit benutzen, um ein wenig über die schlechten Zeiten zu schimpfen und über die Not zu jammern, in der so viele von uns Jungen stecken.

Mit Neid blickte ich an jenem Abend auf meinen Freund; denn allem Anschein an war es ihm gelungen, sich auf einen recht gesunden und grünen Ast zu setzen. Hans war vor einigen Jahren, als schon jedermann von der Krise sprach, nach Übersee ausgewandert. Wie er sich dort durchgeschlagen und dann langsam vorwärts gekommen war und jetzt eine strenge, aber interessante Tätigkeit zu verrichten habe, erzählte er mir im Laufe des Abends. Aber auch, wie er dazu gekommen war, die leidliche Stellung, welche er in der Heimat innegehabt hatte, aufzugeben und des ängstlichen Ab-ratens vorsichtiger Gemüter und des Kopfschüttelns der Sicherbestallten nicht achtend mit wenig Mitteln die Heimat zu verlassen. So fragte ich ihn denn, wie er nur den Mut gefunden hätte, in solchen Zeiten eine einigermassen sichere und auskömmliche Existenz aufs Spiel zu setzen, um sein Glück im Ungewissen zu suchen. Da erzählte er mir die Geschichte von der falschen Fünzigfrankennote.

« Ohne besonders klagen zu können, fühlte ich mich in jener Stellung ungefähr wie ein Bettler, dem man im Winter einen zu engen Rock geschenkt hat. Zieht er den Rock aus, so friert er, behält er ihn an, so kann er nicht recht atmen und sich kaum bewegen. Auch ich konnte mich kaum regen, hatte eine Menge von Vorgesetzten, die mir jede Selbständigkeit verunmöglichten, hatte Interesse an allem möglichen, aber kaum Gelegenheit, mich damit zu beschäftigen. Wollte ich mich aber darüber beklagen, schimpfen über die langweilige Arbeit, fluchen, dass keine Aussicht bestünde, vorwärts zu kommen, um endlich einmal zeigen zu können, was in mir steckt, so

schalt man mich einen ewig Unzufriedenen, der gar nicht wisse, wie gut es ihm ginge: Viele würden mit tausend Freuden mit mir tauschen, lieber heute schon als erst morgen, und was dergleichen Reden mehr sind. Dabei musste ich ihnen noch recht geben. Ich konnte doch meinen Unterhalt verdienen, konnte doch Erfahrungen sammeln und steckte doch noch im gesamten Arbeitsvorgang drin. Was musste es erst sein, arbeitslos zu werden! Welches Gefühl — da stehst du ganz ausserhalb der menschlichen Gesellschaft! Sie nährt dich vielleicht noch notdürftig, aber sie braucht dich nicht mehr, du bist nichts als ein lästiger Esser, ein Überzähliger und Überflüssiger.

Aber auch so verkam ich, nur ging es viel langsamer, und ich merkte es so weniger. Wie ein Hund an eine Leine war ich an diese unbefriedigende Tätigkeit gebunden. Der Zwang frass sich in die Seele hinein, und Hunde, die nie von der Kette kommen, werden böse und bissig. Doch was sollte ich tun? Die Nachrichten, welche ich von Übersee erhielt, widersprachen sich; viele waren schlecht, wenige mittelmässig, kaum eine gut. Hatte ich mich halbwegs entschlossen, trotzdem auszuwandern, so quoll gleich die Angst vor der Ungewissheit wieder in mir auf. Ich hatte es ja leidlich, konnte es aber viel schlimmer treffen. Wie viele kamen schon vom Ausland in die Heimat zurück und versuchten hier mühselig sich durchzuschlagen! Aber irgend etwas musste doch geschehen! Die grosse Aus-sichtslosigkeit, die Unmöglichkeit, voran zu kommen, hüllt ja alle unsere Bestrebungen ein, lähmt uns und nimmt uns den Mut, an die Zukunft und an uns selbst zu glauben.

So wechselten meine Stimmungen. Meist betonte ich Freunden und Bekannten gegenüber den festen Willen, in aller-nächster Zeit auszuwandern, komme was da wolle. Doch behielt ich ängstlich meine Stellung und versuchte mich gut Kind zu machen bei meinen Vorgesetzten, um nicht auf die Strasse gestellt zu werden. Dass ich dann doch endlich den

Entschluss gefasst habe, den ich eigentlich ersehnt und um den ich innerlich gerungen habe, hing mit einer kleinen dummen Begebenheit zusammen, von der ich dir gern berichten will.

Ein Freund hatte einige seiner Kameraden aus dem Militärdienst, darunter mich, zu sich heim geladen. Wir waren fröhlich besammelt, assen und tranken viel, erzählten eifrig uralte Geschichten aus der gemeinsam verlebten Dienstzeit. Die Verheirateten unter uns hatten ihre Frauen mitgebracht, welche belustigt dem Munterwerden der Männerwelt zusahen. Wir waren eine recht vergnügte Gesellschaft, tranken einander zu und aufs Wohl derer, welche nicht zugegen waren und redeten immer lauter und bewegter. Da brachte einer auch eine Scherzfrage vor, von der er behauptete, dass sie gar nicht so leicht zu beantworten sei, denn er hätte am Vorabend mit Freunden lang darüber hin und her diskutiert, und sie hätten sich nicht einigen können. Ich will dir das Geschichtlein nicht vorenthalten.

Ein eleganter Herr trat in ein Hutgeschäft, kaufte sich einen Borsalino (wenn du englandfreundlich bist, darf es auch ein Stetson sein) und bezahlte mit einer Fünzigfrankenote. Da sich in der Kasse zufällig kein Kleingeld vorfand, bat der Verkäufer den Herrn, er möchte sich einen Moment gedulden, da er rasch die Note wechseln gehen müsse. Der Verkäufer lief in die Apotheke nebenan, tauschte die Note dort um und brachte dem Herrn die fünfzehn Franken Herausgeld. Dieser steckte das Geld ein und verliess den Laden.

Nach einer Weile kam der Apotheker aufgeregt zum Inhaber des Hutgeschäftes gelaufen und verlangte, dass er ihm die fünfzig Franken zurückgebe, denn die Note, welche ihm der Verkäufer gebracht habe, sei falsch. Es stimmte, die Fünzigfrankenote erwies sich bei einer genauern Prüfung als Fälschung. So blieb dem Geschäftsherrn nichts anderes übrig, als seinem Nachbarn schweren Herzens fünfzig Franken auszuzahlen. Nun die

Frage: Um wieviel ist der Huthändler betrogen worden?

Solche Intelligenzprüfungen in Gesellschaft sind die reinsten Ehrengerichte; denn nichts beschämt mehr als die öffentliche Entlarvung der eigenen Dummheit. Am besten ist, sich selbst eine ganz knifflige Frage zu merken, um sie im Notfall unter die Wölfe werfen zu können, damit sie uns in Ruhe lassen. In unserer angeheiterten Stimmung wollte natürlich jeder der Gescheiteste sein und möglichst rasch der staunenden Umwelt die Lösung zur Kenntnis bringen. Nach kurzem Schweigen sagte der eine dies, der andere das, es herrschte bald ein ziemliches Geschrei und nach kurzem schon grosse Meinungsverschiedenheit. Dabei erwies ich mich als Einzelgänger; auf meine Lösung war kein anderer gekommen.

Wenn ich mich recht erinnere, so hatte ich nur ganz überschlägig überlegt: Wenn dir einer eine falsche Fünzigfrankenote anhängt, so bist du um fünfzig Franken geprellt; wann und wo und wie du den Schwindel merkst, spielt weiter keine Rolle. Also hatte der Huthändler fünfzig Franken verloren und nicht fünfundsechzig oder hundert, wie die andern behaupteten.

Da ich meiner Sache recht sicher war, schlug ich vor, den Handel durchzuspielen, wobei man am schnellsten sehen würde, wer recht hätte. Einem Freunde gab ich ein altes Fünziggrappenstück, welches als falsche Note zu gelten hatte, der Dame neben mir überreichte ich fünfzig Rappen in Nickel und nahm einen Zapfen als Hut in Verwahrung, um selbst den Huthändler zu spielen. Unter der gespannten Aufmerksamkeit der ganzen Tafelrunde erhielt ich nun das als falsch zu betrachtende Fünziggrappenstück, gab dafür meinen Zapfen heraus und sagte: «Warte bitte einen Moment!» Dann wandte ich mich an meine Nachbarin und tauschte mein Silberstück gegen ihre Nickelmünzen um. Fünfzehn Rappen davon wanderten dem Zapfen nach als Herausgeld. Jetzt zeigte sich schon schmunzelnde Freude auf allen Gesich-



Albert Häubi

Dorfbrunnen, Federzeichnung

tern; denn gleich musste sich zeigen, dass der einzige am Tische, welcher etwas von Mathematik und dergleichen zu verstehen glaubte, nämlich meine Wenigkeit, sich glänzend blamiert hatte. Richtig, jetzt musste ich ja noch die falsche Note zurücknehmen! Lächelnd reichte mir meine nette Nachbarin das Silberstück, das mir mein Freund aber gleich wieder abnahm, damit ich nicht in Versuchung käme, es betrügerischerweise am Schlusse doch mitzurechnen. Nun wollte ich rasch die fünfzig Rappen zurückgeben, doch siehe da, es reichte nicht. Als ich dann tat, was man zumeist tut, wenn

man zahlen will oder muss, nämlich meinen Geldbeutel zog, da schwang schon im allgemeinen Gelächter die frohe Erkenntnis mit, dass wieder einmal der gesunde Menschenverstand über den studierten Kopf triumphiert hatte. Bei dieser einstimmigen Verurteilung meiner geistigen Fähigkeiten gab ich meine Sache rasch verloren und versuchte mich irgendwie herauszuschwatzen.

Bekümmert überlegte ich, ob ich wohl schon zuviel Wein getrunken hätte, wieviel Alkohol denn mein Kopf ertragen könne, um in bescheidenen Grenzen noch solche Problemchen auf mehr oder minder

klassische Weise bewältigen zu können, oder ob mir ein solcher Schnitzer gar bei Genuss von Brunnenwasser unterlaufen wäre. Wehmütig nahm ich mir vor, am nächsten Tag in aller Ruhe zu überlegen, wieso ich auf die falsche Lösung hatte kommen können, um mich dann entsprechend bei den Ohren zu nehmen. Noch eine Weile hatte ich ein unangenehmes Gefühl der Unsicherheit und der Unzufriedenheit mit mir selbst, vergass den Vorfall dann aber wieder und feierte fröhlich weiter.

Ich gehöre ja glücklicherweise nicht zu den Leuten, deren Stimmungen von einem Extrem ins andere umschlagen, bei denen auf jede Ausgelassenheit ein moralischer Katzenjammer folgen muss. Aber als ich in jener Nacht durch die ruhende Stadt heimging und die Stille mich wohltuend umschloss, beschlich mich bald ein lästiges Gefühl. Ich wunderte mich; denn ich wusste gar nicht, woher diese Unlust kommen mochte. Sonst bereitete es mir immer Vergnügen, meinen Schritt zwischen den verschlafenen Häuserreihen widerhallen zu hören, wenn ich in später Stunde heimschritt. Da kam mir die Geschichte von der falschen Fünzigfrankennote wieder in den Sinn. Alsgemach beschlich mich grosser Ärger darüber. Zu Hause angekommen, ging ich nun nicht gleich zu Bett, sondern setzte mich hin, um die Sache doch gleich einmal gründlich auszubeineln.

Bei sorgfältiger Überlegung lässt sich die richtige Antwort ja leicht geben. Um ganz sicher zu gehen und keinem Irrtum mehr zu verfallen in meiner Müdigkeit, beschloss ich, alle unnötige Denkarbeit beiseite zu lassen und einfach nach Art der Kaufleute Buch zu führen über alles, was in der Kasse des Huthändlers ein- und ausging.

Vom Betrüger hat der Hutmacher eine falsche Note, das heisst nichts eingenommen; hingegen hat er ihm einen Hut zum Ladenpreis von fünfunddreissig Franken und fünfzehn Franken in bar

geschenkt. Vom Apotheker erhielt der Verkäufer zuerst gegen die wertlose Fälschung fünfzig Franken. Diese Summe ging also ein, musste allerdings dann nachträglich wieder zurückgegeben werden. Am Apotheker wurde also weder verdient noch verloren; somit bleibt summa summarum der Verlust des Hutes und der fünfzehn Franken Herausgeld an den geschniegelten Gauner, das sind buchmässig fünfzig Franken. *Quod erat demonstrandum*, pflegte unser alter Mathematikprofessor am Gymnasium nach getaner Geistesarbeit zu sagen.

Als ich mir dies glücklich klargemacht hatte, bedachte ich mit Beschämung, wie leicht ich mich von der rechten Lösung hatte wegschwatzen lassen. Ernüchtert sass ich an der kühlen Nachtluft, stützte den Kopf in meine Hände und staunte in die Dunkelheit hinaus. Mählich lösten sich meine Gedanken von der blöden Geschichte, und ich begann allgemein über mein Leben nachzudenken. Da stieg dann klar und eindrucklich die Erkenntnis in mir auf, dass ich mich nach *dem* richten musste, was ich in mir als das Richtige und Nötige fühlte, und nicht danach, was mir von aussen her aufgedrängt wurde. Als ich endlich fröstelnd ins Bett kroch, da hatte ich mir hoch und heilig versprochen, den Sprung ins Ungewisse zu wagen und so die Enge, in der ich steckte, zu sprengen.

Diesen Schwur habe ich mir gehalten. Um nicht wieder zurückkriechen zu können, kündigte ich meine Stellung, worauf mir wohl oder übel nichts anderes übrigblieb als auszuwandern; denn in der Schweiz hätte ich kaum eine gleichwertige, geschweige eine bessere Beschäftigung gefunden. So folgte ich den vielen, die vor mir, wenn sie in der Heimat Not litten, auszogen in der Hoffnung und im Glauben, dass in fernen Ländern Korn in Ähren reife, um sie zu nähren, und vielleicht auch Blumen in Wiesen stünden, um ihr Herz zu erfreuen. »